

Die blonde Frau auf der Insel [Schluss]

Autor(en): **Mühlen, Hermynia zur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 43

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756589>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die blonde Frau

AUF DER INSEL

ROMAN VON
HERMYNIA
ZUR MÜHLEN

(Schluß)

Copyright by Hermynia Zur Mühlen

Auf der ganzen Insel herrschte Feiertagsstimmung. Helene sah nur frohe Gesichter, hörte nur freudig erregte Stimmen. Zwar wußte keiner, was eigentlich geschehen war, aber der Conte Benedetto hatte erklärt, der Signorino sei gerettet, und das genügte. Der Conte Benedetto war ohnehin in den Augen der Leute eine Art Zauberer, einer, der mit guten und bösen Mächten vertraut war; Gott und die Heiligen mochten ihm die Wahrheit enthüllt haben, oder vielleicht auch der Teufel und die heidnischen Götter. Der Gärtner setzte dies Helene auseinander. Dort drüben auf dem Festland herrschen Gott und die Heiligen, dort darf man sich einzig und allein an sie halten. Hier jedoch, auf dieser Insel, haben früher die heidnischen Götter und die Teufel geherrscht, und man weiß nicht sicher, ob sie fortgezogen sind. Deshalb ist es ratsam, mit ihnen ebenfalls gut zu stehen. Er habe deshalb auch vor der Madonna eine dicke Wachskerze angezündet und dem Gott auf der Terrasse, der vielleicht dem Conte Benedetto verraten, was er gesehen hatte, einen Rosenkranz auf den Kopf gesetzt. Für alle Fälle. Helene konnte über diese naive Ansicht nicht einmal lachen. Hatte sie doch selbst das Gefühl, es sei ein Wun-

der geschehen. Und wenn sie recht überlegte, bestand denn die ganze Welt nicht aus Wundern? War nicht jeder Mensch mit seinen unbegrenzten Fähigkeiten zum Guten und zum Bösen ein Wunder? Und jeder Baum, jede Pflanze?

Sie hatte das nur früher nicht gewußt. Wie viel sie in den letzten Monaten gelernt hat, lauter Dinge, die ganz natürlich sind und die nicht in der Schule unterrichtet werden. Hier, auf der Insel, hat sie gelernt, daß es Dinge gibt, die nicht unter der Herrschaft des Geldes stehen. Sie war, als das Unheil über sie hereingebrochen, ebenso hilflos gewesen, wie eine Bettlerin. Und doch, dachte sie mit fast kindlichem Staunen, gibt es Menschen, die das nie begreifen, die bis an ihren Tod die Menschen nur nach ihrem Reichtum beurteilen werden.

«Ein Segelboot, Signora Marchesa», die Stimme des Gärtners riß sie aus ihren Gedanken. «Es steuert geradewegs auf die Insel zu.»

Schneeweiße geblähte Segel schossen über das blaue Wasser, kamen immer näher. Helene sah im Boot einen Mann in einer Mönchskutte.

«Fra Domenico!» rief der Gärtner.

«Ich bin ganz allein», sagte Helene, während sie mit dem Dominikaner vom Landungssteg aus nach dem Hause ging.

«Ich weiß es, bin dem Motorboot begegnet. Weiß auch, daß sich etwas Gutes ereignet hat. Und komme, um noch eine zweite gute Botschaft zu bringen.»

«Eine zweite?»

«Ja. Ich konnte es nicht früher tun, ehe beide in Sicherheit waren. Aber heute morgen erhielten wir einen Brief aus Frankreich...»

Helene sah den Mönch verständnislos an.

«Einen Brief aus Frankreich? Was wollen Sie damit sagen?»

«Daß Sie nicht länger um Lucia trauern sollen. Sie lebt, ist in Sicherheit, zusammen mit Guido.»

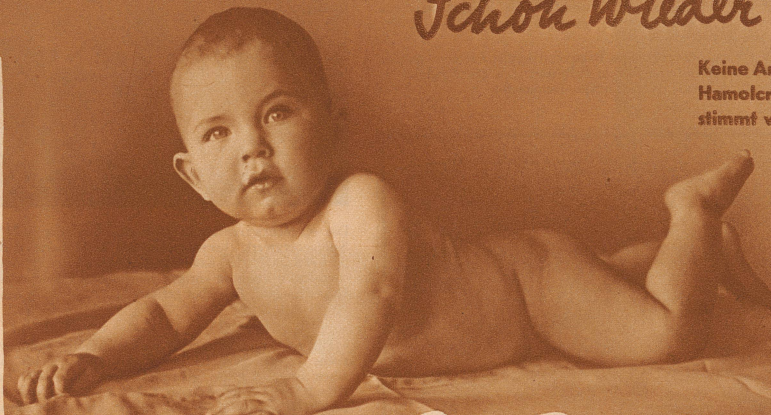
«Ich verstehe Sie nicht.»

Der Mönch setzte sich in der Säulenhalle neben Helene.

«Ich kann Ihnen nicht die ganze Geschichte erzählen», meinte er lächelnd. «Sie ist zu lang und zu kompliziert. Aber hierzulande sind alle verwandt und verschwägert. Der eine hat einen Vetter bei der Polizei, die Schwäger-

(Fortsetzung Seite 1378)

Schon wieder aufnehmen



Keine Angst, wenn's auch einmal länger dauert, Hamolcrème schützt die zarte Haut ganz bestimmt vor Reiz und Rötung des Nüssens.

Die Schweizer Crème Hamol ist vielfach erprobt gegen Wundliegen, Wundlaufen, Sonnenbrand und Fußbrennen.

Als Nachtkrème zur Massage, bei Hautunreinigkeiten wirkt sie Wunder.

Dosen Fr. —.95 Tuben Fr. 1.50
in Apotheken, Drogerien, Caffeurgeschäften

hamol



ster des andern ist mit einem Gefängniswärter verheiratet. Und ein dritter, der zwar nicht verwandt ist, aber die gleichen Ansichten hat, besitzt eine kleine Dampfjacht... Sehen Sie mich nicht so hilflos an. Begreifen Sie denn noch immer nicht?»

Helene faßte sich an den Kopf.

«Nein.»

Der Mönch berichtete weiter, wie man einem Kind Geschichten erzählt:

«Die beiden, die die nützlichen Verwandten hatten, sind Benvenuto und Peppino. Und den Besitzer der Jacht möchte ich nicht nennen. Carmelo und Guido waren in Palermo in Untersuchungshaft... Einer konnte herausgeschmuggelt werden.»

«Und Carmelo?»

«Wollte nicht gehen. Guido befand sich in einer größeren Gefahr. Ihm konnten Dinge nachgewiesen werden, die, auch ohne Carneros geheimnisvollen Tod, genügt hätten, ihn auf die Inseln oder in den Kerker zu bringen.»

«Ja, aber Lucia?»

«Es war eine dunkle Nacht», sagte der Mönch. «Und wenn man Ruder mit Stoff umwickelt, machen sie fast kein Geräusch.» Er lachte über Helenas verblüfftes Gesicht. «In früheren Zeiten ist an dieser Küste viel geschmuggelt worden, es liegt den Menschen noch im Blut. Diesmal war die Ladung ein Mensch. Peppino und Benvenuto brachten Lucia an Bord der Jacht.»

«Weshalb hat sie keine Zeile zurückgelassen? Weshalb hat sie nicht daran gedacht, welche Sorgen und welchen Kummer ihr Verschwinden uns allen bereiten mußten?»

«Es mußte alles ganz schnell geschehen. Jede Minute war kostbar. Und dann, hätten Sie in einem solchen Augenblick an etwas anderes denken können?»

«Nein, das stimmt», gab Helene zu.

Der Mönch lächelte.

«Sehen Sie.»

«Und die beiden Burschen?» fragte Helene besorgt.

«Die haben sich doch einer großen Gefahr ausgesetzt. Wo sind sie?»

«Gut aufgehoben.»

«Sie wollen es mir nicht sagen? Sie haben kein Vertrauen zu mir?» Helene war ehrlich gekränkt.

«Je weniger Sie wissen, desto besser.»

«Aber...»

«Bitte, fragen Sie nicht. Ich werde Ihnen ja doch nicht antworten.»

Damit mußte sie sich zufrieden geben.

Als das Motorboot zurückkam, führte es eine ganze kleine Flotte an. Helene wußte später nie recht, wer alle diese Menschen gewesen waren: Mitglieder der Behörden, Sachverständige, Geologen, Chemiker, Metereologen, Leute, die Gasmasken bei sich trugen, Zollstäbe und allerhand geheimnisvolle Instrumente. Sie übernachteten auf der Insel und am nächsten Tag war um die Mittagsstunde die Terrasse bevölkert wie noch nie. Aus der Hühnersteige wurden zwei alte Hennen geholt und mit auf die Terrasse genommen.

«Dem Gott wird ein Opfer gebracht», sagte der Gärtner zum alten Luigi.

Wie dem auch sein mochte, jedenfalls wurden eine Stunde später zwei tote Hennen ins Meer geworfen.

Und dann saßen die Fremden in Benedetto's Arbeitszimmer, stellten Berechnungen an und kamen erst am Abend wieder zum Vorschein.

«Ich gratuliere Ihnen, Signora Marchesa», sagte der eine der Fremden. «Die Unschuld des Marchese ist einwandfrei festgestellt. Wir haben den Mörder gefunden.»

«Den Mörder?»

«Keinen Mörder aus Fleisch und Blut», erklärte beruhigend ein alter Herr, den die andern Professoren nannten. «Aber dennoch einen Mörder, gefährlicher als mancher, der mit dem Dolch oder dem Revolver auszieht, um sein Opfer zu vernichten: Gas.»

«Ich wußte es ja!» rief Nina.

«Der Boden ist vulkanisch», erklärte der Professor weiter. «Und Sie haben vielleicht selbst auf der Terrasse die Ritzen und Sprünge in der Erde bemerkt.»

Helene nickte.

«Bei einem bestimmten Stand der Sonne und unter Einwirkung des Schirokko steigen auf der Terrasse aus der Erde giftige Dämpfe, die einen Menschen töten können. Das Geheimnis der Terrasse ist so lange unentdeckt geblieben, weil um die Mittagszeit bei uns jeder Siesta hält und daher keiner auf den Gedanken kam, auf die Terrasse zu gehen. Und nachdem die Großmutter des Marchese unter geheimnisvollen Umständen dort ihren Tod gefunden hat, glauben alle, die Mittagsstunde, die Stunde des Gottes, sei unheilvoll.»

«Und du, Benedetto, bist dem Rätsel auf die Spur gekommen?» fragte Helene.

«Eigentlich war es Nina», erwiderte der Bucklige. «Sie sprach allerhand Dummheiten, von einem indirekten Mord, und das brachte mich auf den Gedanken. Es geht eben nichts über die moderne Jugend», fügte er mit dem alten spöttischen Lächeln hinzu, «sogar wenn sie Dummheiten schwätzt, hat sie recht.»

Helene beachtete den Spott nicht.

«Und du hast dich wissentlich dieser Gefahr ausgesetzt?»

«Was konnte ich anderes tun.»

«Und auch Nina?»

«Ich mußte einen Zeugen haben. Was hätte es euch genützt, wenn ihr auch mich tot auf der Terrasse gefunden hättet?»

«Wir fahren nach dem Diner zurück», erklärte einer der Herren. «Wenn Sie uns einen Brief an den Marchese mitgeben wollen, Marchesa.»

«Und...» Helene vermochte kaum die Worte hervorzubringen, so sehr pochte ihr das Herz. «Und wann...»

«Noch einige Formalitäten, noch ein paar Tage, dann wird der Marchese freigelassen werden. Gegen ihn liegt ja weiter nichts vor. Und der Conte Guido», ein etwas säuerliches Lächeln erschien auf dem Gesicht des Sprechenden, «hat uns ja der Mühe enthoben, gegen ihn einen Prozeß zu führen.»

«Wieso?» fragte Fra Domenico mit allen Zeichen des Erstaunens.

«Weil man gegen einen Menschen, der verschwunden ist, nicht viel tun kann.»

«Verschwunden?» rief der Mönch. «Verschwunden? Nein, so etwas! Wie ist das bei dieser Ordnung im Land nur möglich gewesen?»

Der andere warf ihm einen giftigen Blick zu. Aber er zog es vor, keine Antwort zu geben.

Am späten Abend fuhren die Fremden fort. Die Insel lag wieder still und einsam unter dem ausgesterntem Himmel. Nur vom Bootshaus her tönte zum erstenmal seit vielen Tagen der Klang der Mandoline und eines alten Liedes. Der Wind erhaschte die Töne und trug sie fort über das leuchtende Meer. Die Klänge schwebten im Aether und schlangen weiter, unsterblich wie alles, das einmal gewesen ist.

ACHTZEHNTES KAPITEL

Nina stand reisefertig vor dem Hause.

«Ich habe ohnehin nur noch fünf Tage Ferien», hatte sie erklärt. «Und wenn Carmelo morgen zurückkommt, werdet ihr beide gerne allein sein.»

Sie sah die Schwester mit liebevollem Spott an.

«Mach jetzt nur keine Dummheiten, Helene. Verfall nicht in den alten Ton.»

«Als ob ich das könnte. Nach diesem Alpdruck, der auf uns gelastet hat.»

«Der Mensch ändert sich nicht so rasch. Und sieh zu, daß du etwas aus deinem Carmelo machst. Er soll arbeiten, etwas leisten. Was, das müßt ihr zusammen herausfinden. Einstweilen aber seid glücklich ihr zwei, und sag ihm viele Grüße.»

Zu Helenes Erstaunen begleitete Benedetto die Schwester.

«Ich komme in einigen Tagen wieder, Elena. Bleibe bei meinem Freund, dem Professore in Palermo.»

Das Motorboot fuhr mit den beiden fort und brachte Carmelo heim. Helene hatte geglaubt, von dem Augenblick an, da Carmelo die Insel betrat, werde zu ihrem Glück nichts mehr fehlen. Aber seltsam, sie waren beide befangen, fanden beide nicht die rechten Worte.

Carmelo war blaß und mager geworden, still und zurückhaltend.

Er ist liebenswürdig zu mir, wie zu einer Fremden, dachte Helene verzweifelt. Hat er den letzten Tag vergessen? Erinnert er sich nur noch an das, was vorher war? An die Frau, die er in den ersten Monaten gekannt hat? Wie soll ich ihm klarmachen, daß ich mich verändert habe?

Sie suchte nach Worten, aber sie wagte nicht, das auszusprechen, was sie ihm so gern gesagt hätte.

Benedetto und Nina hätten getrost hier bleiben können, dachte sie bitter. Hier gibt es kein Glück zu zweien, das gestört werden kann.

Die strahlende Sonne, der tiefblaue Himmel taten ihr weh, sie paßten so gar nicht zu ihrer Stimmung.

Wenn es doch schon Abend wäre, dachte sie. Vielleicht finde ich in der Dunkelheit den Mut, aufrichtig mit ihm zu sprechen.

«Schade, daß Nina nicht länger bleiben konnte», sagte Carmelo, als sie beim Lunch saßen. «Ich hätte ihr gerne besser gedankt. So konnte ich nur ein paar Worte mit ihr wechseln.»

«Sie muß nach Hause», erwiderte Helene gepreßt.

«Muß arbeiten.»

«Ich weiß. Eigentlich habe ich mich vor ihr geschämt, als sie das sagte. Arbeiten... Wie lange ist es her, daß die Assuntos ehrliche Arbeit geleistet haben.»

Er bemerkte ihren erstaunten Blick und fuhr fort:

«Ich habe im Gefängnis viel nachgedacht, Elena, und eines ist mir klar geworden: ich kann nicht von deinem Geld leben. Muß irgend etwas tun.»

«Ja», sagte sie tonlos.

Wollte er damit sagen, daß er auch nicht mit ihr leben könne?

«Das verstehst du doch», drängte er.

«Ja.»

«Weißt du, daß ich mir in der Zelle manchmal gewünscht habe, einen Spaten in die Hand zu nehmen, zu graben, Bäume zu fällen, harte körperliche Arbeit zu tun?»

«Das kannst du schon heute», entgegnete sie mit einem Versuch zu scherzen. «Der Sturm hat doch den alten Orangenbaum auf der Terrasse entwurzelt. Der Gärtner

will ihn ausgraben. Hat nur auf deine Rückkehr und deine Erlaubnis gewartet.»

«Der alte Baum», sagte Carmelo versonnen. «Er stand schon hier, als mein Urgroßvater mit seiner jungen Frau auf die Insel kam. Und nun ist er entwurzelt. Auch er.»

Dann wurde er lebhafter.

«Gut, ich will ihm helfen, ihn ausgraben. Ich kann nicht stillsitzen, nichts tun.»

Er will seinen Gedanken entfliehen, dachte Helene, seinen Gedanken und vielleicht einer Aussprache mit mir.

«Du hast böse Zeiten hier erlebt, Elena», sagte Carmelo nun unvermittelt. «Möchtest du nicht für einige Zeit fortfahren, irgendwohin, wo du dich zerstreuen kannst? Du mußt eine Abneigung gegen die Insel gefaßt haben.»

Wenn ich ihm nur jetzt sagen könnte: ich will dort sein, wo du bist, will bei dir bleiben. Und ich habe keine Abneigung gegen die Insel, unsere Insel, ich liebe sie, dachte Helene. Aber wenn er mich forthaten will, wenn er mir andeutet, daß...

Sie zwang ein Lächeln auf ihre Lippen.

«Das hat alles noch Zeit, Carmelo. Darüber können wir später sprechen.»

«Wie du willst.»

Er kam nicht zum Tee, und als Helene nach ihm schickte, meldete der Diener, der Signore Marchese lasse sich entschuldigen, er sei beschäftigt.

Das Diner verlief ebenso schweigsam wie der Lunch.

Nach dem schwarzen Kaffee sagte Helene:

«Gehen wir ein wenig auf die Terrasse.»

«Hast du keine Angst?»

«Nein. Wir haben uns angefreundet, der große Pan und ich.»

Er sah sie erstaunt an.

«Ja, denn nun weiß ich, was er verkörpert. Die Natur und alle ihre guten Kräfte. Freude, Jugend... Glück.»

Sie schritten langsam über die monderhellten Pfade. Auf der Terrasse machten sie halt.

Carmelo beugte sich nieder und hob etwas auf.

«Sieh, Elena, das haben wir heute beim Graben gefunden. Eine kleine Nike, eine Siegesgöttin. Ist das nicht ein gutes Omen?»

Sie schwieg. Tränen schnürten ihr die Kehle zusammen. Ein gutes Omen, vielleicht für Carmelo und die Seinen, aber für sie...?

Er hielt die kleine Statue hoch.

«Wir werden sie aufstellen, hier auf der Terrasse. Die Göttin des Sieges.»

Sie schwieg noch immer.

«Was hast du, Elena, warum sagst du nichts?»

Und nun merkte er, daß sie weinte.

«Um Gottes Willen, was ist dir?»

«Ich werde sie nicht lange sehen, deine Nike», schluchzte Helene fassungslos.

«Du wirst sie nicht lange sehen?» fragte er betroffen. «Du hast es doch selbst gesagt, Carmelo, heute mittag... ich soll fort...»

«Ich habe ja nur daran gedacht, daß du vielleicht gerne eine Zeitlang von der Insel fortmüdest, alles Unangenehme vergessen... Aber das ist doch kein Grund zum Weinen», fügte er verwirrt hinzu.

«Es ist so schön hier...» Helene wußte nicht recht, was sie sagte. «Ich liebe die Insel so, und du...»

«Du liebst die Insel? Meine, unsere Insel?»

Er trat zu ihr und schlang den Arm um sie.

«Elena, ich wollte es dir nur erleichtern, falls du eingesehen haben solltest, daß du nicht bei mir bleiben willst. Aber jetzt...»

«Hast du den letzten Abend vergessen, Carmelo?»

«Nein, carina; aber damals warst du erregt, erschrocken, warst nicht du selbst.»

«Doch, gerade damals war ich ich selbst. Denn damals erkannte ich ganz klar, daß...»

Sie stockte.

«Was?» fragte er und drückte sie fester an sich.

«Daß ich dich liebe.»

Hoch oben am tiefblauen Himmel leuchtete der Mond und warf seinen Silberglanz über die kleinen Wellen, die gegen die Terrasse anbrachten. Vom Rosengarten herüber drang der Duft der unzähligen Blüten. Auf dem Meer zog ein großer erhellter Dampfer dahin, Grillen zirpten. Unendlicher Friede lag über der Insel der Götter. Auf dem Rasen stand die kleine weiße Statue der Siegesgöttin, triumphierend, beschwingt und schien zu der Herme des großen Pan hinüberzulächeln, der auf die zwei Menschen zu seinen Füßen hinablickte. Er kannte sie gut; er hatte sie gesehen, da sie noch in Hirtengewändern durch die Gefilde Griechenlands gewandert waren, und auch später hatte er sie gesehen, sizilianische Fischer und Fischermädchen. Der große Pan lächelte: er wußte, daß er unsterblich sei, unsterblich wie die Natur und die Liebe und die Fruchtbarkeit der mütterlichen Erde.

Langsam lösten sich zwei Schatten aus dem Dunkel der Terrasse und schritten umschlungen dem hellerleuchteten Hause zu.

Die Götter blieben allein in der tiefen Stille. Leiser Wind bewegte das Laub. Eine kleine weiße Wolke verhüllte den Mond, und Isola Theon, die Insel der Götter, verschwamm in den dunklen Wogen des Meeres.

ENDE